

"Die Verschiedenheit der Sprachen ist nicht eine von Schällen und Zeichen"

Von Maja Wicki-Vogt

5

Im zentralen Alpenmassiv, im Quellgebiet der vier Ströme Rhein, Rhone, Tessin und Inn, die Europa in den vier Himmelsrichtungen durchfliessen, stossen die vier Sprachgruppen aufeinander. "Ihre Verschiedenheit ist nicht eine von Schällen und Zeichen, sondern eine Verschiedenheit der Weltansichten selbst", bemerkte der Sprachenforscher Wilhelm von Humboldt Anfang des letzten Jahrhunderts.

15

Heute wird allerdings weniger von "Weltansichten" gesprochen als von "kulturellen Oekosystemen", die gefährdet sind und erhalten werden müssen, wie eine Kommission des Schweizerischen Departements des

20

Innern in einer 1989 veröffentlichten Studie schreibt. Damit sind weniger die grossen Sprachgruppen gemeint - Deutsch, Französisch und Italienisch -, die sich mit ihrer Schriftsprache in die angrenzenden Kulturräume integrieren, aber selbst diese sind gemeint. Gefährdet sind vor allem die romanischen Idiome in den verschiedenen Tälern Graubündens: Surselvisch, Vallader, Puter, Sutselvisch und Surmiran. Es sind fünf selbständige romanische

25

Sprachen, die aus einer Vielzahl von Gründen

30

Sprachen, die aus einer Vielzahl von Gründen

ständig geschwächt werden, nicht zuletzt durch die seit einigen Jahren als "offizielles" Romanisch von der Bundesverwaltung übernommene und geförderte Kunstsprache "Romontsch Grischun", als deren Zweck gerade die Erhaltung des Romanischen propagiert wird.

7
 10 *Steiler* [Gefährdet sind auch - trotz der sogenannten "Mundartwelle" in Rundfunk und Fernsehen - die regionalen Dialekte mit ihren Eigentümlichkeiten, sowohl die ungezählten alemannischen im nördlichen Landesteil, wie die lombardischen in der Südschweiz und die "patois" in der Romandie. In der deutschen Schweiz vor allem üben die in den grossen städtischen Zentren gesprochenen Mundarten eine Art Sog aus, unter dessen Wirkung lokale Nachbarsdialekte ihre Besonderheiten verlieren.]

7
 20 Wie aber sind die Menschen in den verschiedenen Sprachregionen? Sind sie tatsächlich so "typisch", wie das Cliché sie haben will? - bieder und arbeitsversessen in der deutschsprachigen Schweiz, gewandt oder gar frivol in der 25 französischen, sonnig und bescheiden in der italienischen, berglerisch trotzig und verschlossen in der romanischen?

Die Frage ist müssig, weil ein Cliché nie mit der Realität übereinstimmt. Ich kann daher
 30 keine "typischen" Vertreterinnen oder

Vertreter einer bestimmten Sprachregion vorstellen, sondern nur Individuen mit mit einer je besonderen Geschichte. Ein Teil dieser Geschichte ist zweifelsohne durch die
 5 Zugehörigkeit zu einer bestimmten sprachlichen Kultur geprägt.

Zum Beispiel Angeline Fankhauser. 1936 kam sie im kleinen Dorf La Rippe im
 10 waadtländischen Jura, nahe der französischen Grenze, zur Welt. Der Vater war Melker im Dienst des Gemeindepräsidenten und wurde durch einen Arbeitsunfall gelähmt, als sie zwei Jahre alt war. Invalidenrente gab es damals
 15 noch nicht.

Die Mutter übernahm die Arbeit des Vaters, sorgte für ihn und die zwei Kinder, wusch zusätzlich bei den Bauern für die Knechte und putzte in den paar Bürgerhäusern.

20 Im Sommer zog die ganze Familie mit Hühnern und Grossvieh den hochgelegenen Juraweiden entlang und wohnte alle drei Wochen in einem anderen "chalet". [Angeline liebte den Wechsel der Jahreszeiten, die
 25 kleinen Bäche in den Wiesen, die Blumen und Schmetterlinge, die schattigen Waldtobel mit Pilzen, Haselnüssen und Beeren, den schier unbegrenzter Himmel über den Juraweiden.]
 Die Schule besuchte sie nur im Winter. Die
 30 Armut bedrückte sie damals kaum. Der Vater

war überzeugt, dass sie "es" schaffen würde, dass sie es "anders" machen würde. Er starb, als sie 9 Jahre alt war.

Noch bevor Angeline zur Schule ging, lernte
5 sie Strümpfe stricken und trug damit zum Familieneinkommen bei. La Rippe wurde damals zur ersten Station für ungezählte Flüchtlinge, die von der Gestapo nun auch in Frankreich gejagt wurden, und für polnische
10 Soldaten, die sich in der Schweiz internieren liessen. Die Bilder dieser Menschen prägten sich ihr ein.

Dank einem Stipendium der Stadt Lausanne konnte sie die Erzieherinnenschule in der
15 waadtländischen Hauptstadt besuchen. Sie lernte, dass Frauen und Arme nicht weniger Rechte haben als Männer und Reiche, und dass in der Erziehung der Respekt vor der Autonomie und Würde jedes Kindes, des Menschen überhaupt, der wichtigste Grundsatz ist.

Angeline arbeitete in Erziehungsheimen und Krippen, heiratete einen Grenzwächter, hatte selbst zwei Töchter und füllte das spärliche Familieneinkommen auf, indem sie in Akkord-
25 Heimarbeit Musikdosen stimmte, 12 Jahre lang, die typische Heimarbeit der Frauen in der Gegend von Sainte-Croix im Jura, wo die Familie damals wohnte. Keine Gewerkschaft mochte sich damals der Heimarbeiterinnen

annehmen. Angeline politisierte sich immer stärker.

Als ihr Mann in den Kanton Baselland versetzt wurde, lernte sie deutsch, das sie nach kurzer
5 Zeit zwar grammatikalisch fehlerfrei sprach, dabei aber die schnelle Kadenz und den singenden Tonfall des Französischen beibehielt. Seit 1971, das heisst seit in der Schweiz das Frauenstimm- und -wahlrecht eingeführt
10 wurde, ist Angeline Fankhauser ununterbrochen in einem politischen Amt tätig, erst in der Gemeinde, dann im Kanton, schliesslich auf Bundesebene. 1983 wurde sie in den Nationalrat - die Volkskammer des
15 eidgenössischen Parlaments - gewählt. Seit 1986 steht sie als Zentralsekretärin auch dem Schweizerischen Arbeiterhilfswerk vor, dessen Programm und Aufgaben sie mit ihren politischen Ideen als völlig übereinstimmend
20 empfindet. Ihre Voten und politischen Reden hält sie in einem sprudelnden, fehlerfreien, französisch klingenden Deutsch. "Der Skandal ist die Armut", sagt sie. "Solange dieser Skandal nicht behoben ist, muss Reichtum
25 unerträglich sein".

Zum Beispiel Theo Candinas. Surrein, wo er 1929 geboren wurde, liegt hoch oben in der Surselva, am Eingang zum Somvixertal. Die
30 flachen Wiesen vor dem hohen Steinhaus, das

der Vater, Schullehrer und Bauer, selbst
gebaut hatte - das mächtigste Haus im Dorf -
gehören seit Generationen der Familie.

Hier wuchs er auf, zusammen mit sechs Ge-
5 geschwistern. Die Eltern waren geachtet im Dorf
und Tal, nicht nur, weil sie aus alteingesesse-
nen Familien stammten, nicht nur, weil sie Ge-
bote und Feste der Kirche einhielten, sondern
auch weil sie gebildet, gerecht und friedfertig
10 waren.

↑ Im Sommer besorgten Vater und Söhne die
Wiesen und das Vieh, nicht nur im Tal,
sondern auch auf den abschüssigen
Maiensässen. Theo war noch nicht neun Jahre
15 alt, als er in einer der einsamen Hütten allein
mit dem jüngeren Bruder für eine Herde Kühe
und Kälber verantwortlich war, auch bei Sturm
und Unwettern, den ganzen Sommer lang.

X Schulunterricht gab es nur im Winter.

20 Als Theo 16 Jahre alt war, wurde er in eine
inerschweizerische Internatsschule geschickt.
Er wurde von Heimweh nach seinem Dorf und
Tal verzehrt, schrieb wöchentlich zweimal
einen langen romanischen Brief nach Hause
25 und täglich ein romanisches Gedicht in sein
Tagebuch. Ihm wurde damals klar, dass er als
Rätoromane "anders" war als die gleichaltrigen
deutschsprachigen Mitschüler, dass er einer
kulturellen Minderheit angehörte, die er fortan

schreibend zu verteidigen und zu erhalten suchte.

Als er etwas später die Kantonsschule in der bündnerischen Hauptstadt Chur besuchte und
5 in Kontakt mit Romontschen aus anderen Tälern kam, deren Idiom er kaum verstand, wurde ihm zusätzlich bewusst, dass die Rätoromanen keine einheitliche "Nation" waren. Hohe Berge und verschiedene
10 Konfessionen trennten sie ebenso sehr wie die Unterschiede in den Herkunftssprachen. Und als er nach der Mittelschule Universitäten im Inland und Ausland besuchte und über seine engere Heimat aus der Distanz nachdachte,
15 wuchs mit dem Gefühl der kulturellen und emotionalen Verwurzelung auch das Wissen um die Gefahren, die mit der Isolation und mit der Kleinräumigkeit einhergingen.

Theo Candinas heiratete eine Elsässerin, die
20 ihm in die "engere Heimat" folgte. Er liess sich als Sekundar- und Französischlehrer in Chur nieder und richtete sich zugleich in einem kleinen, vom Grossvater ererbten Holzhaus in Surrein ein, wo er in einem reichen,
25 unverfälschten Surselvisch seine Bücher schrieb und weiterhin schreibt, für sich selbst, für seinen Sohn und für die paar Tausend Surselvisch lesenden Romontschen: Erzählungen, Gedichte, Theaterstücke,
30 Lehrbücher des Surselvischen, Erinnerungen,

Anekdoten, kämpferische Schriften gegen die Verwässerung der romanischen Idiome und gegen den zunehmenden Verlust kultureller Identität, zugleich Liebeserklärungen an die
5 Sprache seiner Eltern, seiner Ahnen und seiner gipfelumzäunten Heimat.

Zum Beispiel Hedwig Wickart. So hiess sie, als sie zur Welt kam, 1916 in Baar bei Zug, an
10 einem der lieblichsten Seen der Innerschweiz.

Sie starb im vergangenen Jahr an einem regnerischen Sommertag, ohne vorausgehende Krankheiten und Schmerzen, wie von einem Engel abgeholt. So entsprach es ihrem Glau-
15 ben, dem sie ein Leben lang in kindlicher Zweifelsfreiheit anhing.

Die ältesten Urkunden ihrer Familie datieren aus dem 14. Jahrhundert, und gemäss dieser patrizischen Herkunft war ihre Kindheitsgeschichte
20 schichte auf altmodische Weise "unproblematisch": Ein grosses Haus, ein grosser Garten, viele Geschwister, eine gebildete, wohlhabende und sehr gläubige Mutter, die unter den Eskapaden des draufgängerischen
25 Vaters litt, eine stabile Bildung mit Fremdsprachenaufenthalten in der französischen und italienischen Schweiz, die Ausbildung zur Krankenschwester, wie es damals für "höhere" Töchter üblich war, und wenig später
30 die Heirat mit einem schönen, klugen und

idealistisch-ehrgeizigen Mann aus der nördlichen Landesgegend, dessen Mutter aus dem Elsass stammte, mit dem sie nach Luzern zog, 53 Jahre lang mit ihm dort lebte und
 5 dabei nie ihren zugerischen Dialekt, diesen diphtongarmen Dialekt mit den gedehnten, schlanken Vokalen und kehligen Konsonnanten, aufgab. Beharrlich sagte sie noch nach einem halben Jahrhundert nicht "es
 10 schneit", sondern "es schniit", sagte "ja" und weder "jo" noch "jä", wie ihre in Luzern aufgewachsenen Kinder oder ihr baseldeutsch sprechender Mann zu sagen pflegten.

Das "Zugerische" machte ihre Differenz und
 15 Besonderheit aus, und was sich so sprachlich äusserte, entsprach einer Gesinnung, die vornehmer und traditioneller, dabei aber bescheiden und zurückhaltend sein wollte. Sie übte nie einen anderen Beruf als den der Hausfrau aus
 20 und engagierte sich nie in einer politischen Partei. Während des Kriegs und später nahm sie immer wieder Flüchtlingskinder oder Schweizer Kinder aus verarmten und
 verwahrlosten Verhältnissen auf und teilte die
 25 damals auch in der Schweiz rationierten und spärlichen Lebensmittel, so auf, dass sie für
 alle reichten.

Sie gebar selbst sieben Kinder und war in späteren Jahren von einer fast biblischen Schar
 30 von Grosskindern umringt. Obwohl sie ihren

Mann auf Reisen durch die halbe Welt begleitete und mehrere Fremdsprachen las und sprach, drückte sie sich mit Sicherheit und Selbstvertrauen eigentlich nur in ihrer zugeris-
 5 schen Mundart aus.

Zum Beispiel Marcello Fiorellino. Das kleine Dorf auf der Schattenseite des Maggiatals, wo er 1908 zur Welt kam, ist heute entvölkert. Ei-
 10 nige der Steinhäuser sind zerfallen und stehen seit Jahren leer, andere wurden von zivilisationsmüden Einwanderern aus der Nordschweiz hergerichtet und bewohnbar gemacht. [Kleine Ställe und von Steinmäuerchen eingefas-
 15 Äcker, heute von magerem Gras und von aromatischen Kräutern überwuchert, zeugen vom früheren "normalen", harten Alltagsleben.]

Marcellos Vater war Maurer gewesen, ein Wanderarbeiter, der drei Viertel des Jahres
 20 sein Brot jenseits des Gotthards verdiente, wie Tausende seiner Generation, und der nur in den Wintermonaten mit seiner Familie zusammenleben konnte. Von sechs Söhnen starben zwei als Kleinkinder; Marcello war der
 25 zweitjüngste.

Während sechs Jahren besuchte er die Schule im nächstgelegenen grösseren Dorf, dann war für ihn kein Platz mehr zu Hause. Er war noch nicht fünfzehn Jahre alt, als er seine erste
 30 Stelle als Knecht bei einem Deutschschweizer

Bauern antrat. Kein Wort verstand er von allem, was man ihm mitteilte, keine Ahnung hatte er, warum die Meistersleute mürrisch waren. Er weiss heute noch, wie das Heimweh
5 ihn quälte. Bei der Arbeit sang er seine tessinischen Lieder.

Der Sohn des Bauern nahm ihn mit in eine katholische Jugendgruppe. Da schuf er sich Freunde. Ein paar Photos von damals zeigen
10 den kleingewachsenen, schmalen Marcello mit den dunklen Augen und Haaren inmitten kräftiger Gleichaltriger. Von der Rekrutenschule wurde er wegen eines Rückenschadens dispensiert. Monat für Monat
15 schickte er von den 60 bis 70 Franken, die er verdiente, zwei Drittel seiner Mutter; der Vater war inzwischen gestorben.

Marcello wechselte mehrmals die Stelle, bis ein Bauer im Kanton Solothurn ihm vorschlug,
20 er solle eine Lehre als Landwirtschaftsmechaniker machen. Er blieb bei dieser Arbeit und in der Gegend, reparierte Traktoren und andere landwirtschaftliche Fahrzeuge, war tüchtig, erfinderisch und fröhlich. Im Dorf wurde er "der
25 Tschingg" oder "der Italiener" genannt. Was beleidigend hätte sein können, erlaubte ihm, seine Herkunft, seine Sprache und seine Eigenschaften mit mehr Recht zu verteidigen. Auch wenn er deutsch und später französisch
30 sprechen lernte, eine Frau aus dem Waadtland

dien - die sprachlichen und die nicht-sprachlichen - in die Seele eindringen und diese auf ein bestimmtes Leben hin "stimmen" wie ein Instrument, dass aber sprachlich-kulturelle

5 Identität nicht ein für allemal gegeben ist, sondern sich ständig als Aufgabe stellt.